

Unverkäufliche Leseprobe des List Verlages



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© List Verlag

Weitere Infos unter:

<http://www.list-verlag.de>

Sarah Blake

*Das Geheimnis
von Grange House*

Roman

Aus dem Englischen
von Monika Blaih

List

Sie ist älter als der Fels, auf dem sie sitzt; wie eine Untote ist sie viele Male gestorben und hat die Geheimnisse des Grabes erfahren; in die tiefe See ist sie hinabgetaucht, umgeben von Dämmerlicht ... und vom Klang von Lauten und Flöten, zart die fließenden Züge des Antlitzes formend, Lider und Hände tönend.

Walter Pater

Erstes Kapitel

Plant man einen längeren Aufenthalt in Grange House, reist man am besten über das Wasser an. Das Haus erhebt sich am äußersten Rand des Hafens von Middle Haven, der letzten Siedlung vor der offenen See. Zwar verbindet auch eine Straße Grange House mit der Stadt, doch die ist schmal und holprig – vollkommen ungeeignet als Zufahrt für eine große Familie und deren Gepäck. Daher empfiehlt es sich, in Boston den Nachtdampfer zu nehmen, der einen noch vor dem Fünf-Uhr-Tee an der Anlegestelle von Grange House absetzt.

Am liebsten stehe ich am Bug dieses zunächst stetig nach Norden, dann in östlicher Richtung stampfenden Schiffes. Ich möchte als Erste spüren, wie sich die Luft verändert, wie das Schiff die feuchte Hitze Bostons und die Werftanlagen von Portsmouth hinter sich lässt, wie es der klaren, kühlen Stille Maines entgegenfährt. Obwohl ich darauf vorbereitet bin, überrascht mich der erste Anblick von Grange House auf seiner Landzunge jedes Mal aufs Neue. Die Strecke ist mir vertraut. Schon früh habe ich angefangen, nach der Stelle Ausschau zu halten, an der der schwarze Schiefertone der Uferlinie an das Weiß der Granitfelsen stößt, die die Hafeneinfahrt von Middle Haven flankieren.

Reisende, die auf diesem Weg ankommen, gehören fast ausnahmslos zu denen, die von den Einheimischen Sommerfrischler genannt werden, Städter, die es der guten Luft wegen nach Norden zieht. Vom Pier aus sieht man sie aufgereiht an der Reling stehen, wenn der Kapitän das Schiff schnell und ge-

schickt anlegen lässt. Drei Schläge mit der Schiffsglocke für den Maschinisten, zweimal laut, einmal leiser, und dann geht es längsseits. Der Maat steht mit dem Tau bereit, wirft es ziel-sicher über den Poller und zieht, und mit einem kaum spürbaren Ruck legt das Schiff an. Plötzlich bricht ein Gewimmel los. Jeder will von Bord. Unter der Last der Passagiere und des Gepäcks schwankt der Steg. Da steht man nun inmitten der Kommandos rufenden Männer. Die Trossen, die den Dampfer am Pier halten, knarren laut. Dreht man sich um, dann sieht man, wie sich in der Ferne am Ende einer Rasenfläche Grange House auf seinem Granitfundament erhebt.

So kam ich im Juli 1896 wieder einmal nach Grange House, einem Ort, der mir vertraut war und dennoch stets fremd blieb. Vor langer Zeit hatte mein Vater in den Grange-Steinbruch investiert, doch dann wurde dieser stillgelegt. Die Unterkunft der Steinhauer wurde in ein Hotel für eine Hand voll ausgewählter Familien aus der Stadt umgewandelt, und seitdem war dies das Ziel unserer alljährlichen Sommerfrische. Trotz Mamas stets wiederholten Protests gegen den nicht zu leugnenden Mangel an Abwechslung und die Monotonie dieser Landschaft, die allein von Fichten- und Kiefernwäldern geprägt ist, ließ Papa sich nicht von seinem einmal gefassten Entschluss abbringen. In jenem Sommer allerdings war das riesige alte Haus genau das Richtige für meine aufs äußerste angespannten Nerven. Ich war siebzehn und begierig, die Welt zu entdecken. Diese schien sich mir allerdings im gleichen Maße zu verwehren. Zornig hatte ich vor, mich von dem zu befreien, was ich für meine Fesseln hielt. Meine weißen Kleider wurden mir dabei zu Flaggen, spärliche Notsignale, wie sie ein Robinson Crusoe einst an ein fernes Segeldreieck gesendet haben mochte, das die Linie des Horizonts hinter einer endlos monotonen See durchschnitt.

Im Gefolge meiner Eltern wanderte ich auf Grange House zu und sah zum Dachgeschoss hinauf. Vielleicht entdeckte ich ja jemanden, der dort vom Fenster aus unsere Ankunft über den Rasen beobachtete. Ich konnte mir Grange House ohne diese Gestalt da oben nicht vorstellen. An jenem Nachmittag war sie nicht zu sehen, doch ich hoffte, dass sie von meiner

Rückkehr Notiz nahm, und hob meine behandschuhte Hand zu einem kleinen Gruß.

»Maisie!«, rief Mama von der obersten Stufe der Veranda.

»Ich komme«, antwortete ich und ließ meine Hand sinken. Meine Mutter hatte sich schon wieder umgedreht und war meinem Vater ins Haus gefolgt, ohne der Aussicht einen Blick zu gönnen. Ich sah ein letztes Mal flüchtig nach oben, raffte meine Röcke und überquerte eilig das letzte Stück Rasen.

Meine Eltern standen in der weitläufigen Eingangshalle neben Mrs. French. Die Türen zu den verschiedenen Aufenthaltsräumen waren weit geöffnet, und das Gemurmel der Gäste, die sich zum Tee eingefunden hatten, drang zu uns heraus. Seit jeher war das so, Jahr für Jahr: Die Halle roch nach einer Mischung aus salziger Luft und den Zweigen der Wachsmyrte mit ihren silbrig grünen, wächsernen Blättern, die vor dem Hintergrund der Rosentapete in Kupfervasen auf der Anrichte standen. Ich allein schien mich von Sommer zu Sommer vor der ewig gleichen Fassade dieses Ortes zu verändern. An jenem Julinachmittag fühlte ich mich wie der Prinz bei seiner Ankunft auf Dornröschens Schloss. Hier bin ich, dachte ich damals ungeduldig, die Geschichte kann beginnen – ohne dass ich allerdings die leiseste Ahnung hatte, was ich damit meinte.

»Wie schön, meine Liebe, wie schön!«, rief die Hausdame, als sie mich in der Tür stehen sah. Das Kompliment wanderte hinüber an Mamas Adresse, die abwesend lächelnd ihre Handschuhe auszog.

»Haben wir dieselben Zimmer wie immer, Mrs. French? Ich muss mich unbedingt ein wenig ausruhen.«

»Selbstverständlich. Wenn Sie mir bitte folgen würden, Mrs. Thomas.«

»Willkommen, Familie Thomas«, ertönte eine leise Stimme direkt hinter Papa. Wir drei wandten uns zur Köchin von Grange House um, die allgemein kurz »Cook« genannt wurde. Sie stand schweigend da, die Arme vor der Brust verschränkt. Mama schenkte Cook ihr knappstes Kopfnicken und wandte sich sodann Mrs. French zu, die am Fuße der Treppe auf sie gewartet hatte.

»Cook.« Papa verbeugte sich freundlich vor der Frau.

»Guten Tag, Mr. Thomas«, grüsste sie zurück und verabschiedete ihn gleichzeitig. Sie lehnte sich an den Türrahmen und ließ nun ihren Blick auf mir ruhen. Papa schien Cooks gebieterische Begrüßungszeremonie nie sonderlich zu stören, und ich selbst hatte mich im Laufe der Zeit an die alle Jahre wiederkehrende Begutachtung durch diese Frau gewöhnt. An jenem Nachmittag jedoch ergriff ich freudig die Gelegenheit, sie nun meinerseits zu mustern. Mit ruhigem Lächeln sah ich zu ihr auf.

Ein kurzes Zittern schien sie zu überlaufen.

»Maisie Thomas«, sagte sie und ließ die Arme sinken. »Sie sind aber gewachsen.« Ohne ein weiteres Wort ging sie davon.

Mach dir nichts draus, dachte ich etwas verwirrt. Sie spielt keine wichtige Rolle. Mochte Cook Grange House vom Untergeschoss her regieren und mochten Mrs. French die Aufenthaltsräume und die Zimmer der Gäste unterstehen, die wichtigste Person im Hause war doch die Gestalt, nach der ich bei unserer Ankunft Ausschau gehalten hatte – sie, der alles beherrschende Geist.

An jenem Abend zog ich mich eilig zum Dinner um, ging vor meinen Eltern hinunter und bezog am Fuße der Treppe Position, um dort die Bewohnerin des Dachgeschosses von Grange House zu erwarten. Lange nachdem die übrigen Gäste mit einem grüßenden Kopfnicken an mir vorüber in den Speisesaal gegangen waren, unter ihnen auch Mama und Papa, würde sie, so stellte ich mir vor, die Holzterrasse von ihrem Zimmer im Dachgeschoss herunterkommen, vorbei an den Personalräumen im zweiten Stock und bis zur ersten Etage. Hier lagen einst die weitläufigen Räume ihrer Familie, die nun umgebaut worden waren, um Sommergäste wie uns zu beherbergen. Dann würde sie über die breiten Stufen in das helle, einladende Licht der eleganten Hotelhalle eintauchen, die vom Murmeln der Dinnergäste in leichten Anzügen und duftigen Kleidern belebt war. Sie würde sich in das sanfte Kommen und Gehen dieses Sommerabends mischen. Und plötzlich würde etwas Aufregendes geschehen.

»Miss Grange!« Ich sah ihr lächelnd entgegen.

Bei meinem Anblick hielt sie inne.

»Maisie Thomas.«

Zwar klang ihre Stimme erfreut, doch im Blick ihrer tief liegenden blauen Augen glaubte ich einen Hauch von Befremden zu entdecken. Vermutlich sah sie dasselbe, was mein Spiegelbild mir schon gezeigt hatte: Das vergangene Jahr hatte meinem Gesicht fraulichere Züge verliehen, und in meinen dunkelbraunen Augen lag die geheime Sehnsucht meines unberührten Herzens. Einmal hatte ich bemerkt, wie Mama mich verstohlen betrachtete, als läse sie ein ihr bis dahin unbekanntes Kapitel in meinem vertrauten Gesicht. Sogar Jessie – sie kümmerte sich seit meiner Kindheit um mich – ließ sich von Zeit zu Zeit zu einigen beifälligen Worten hinreißen, wenn sie wieder einmal die Nähte meiner Mieder ausließ.

»Miss Grange?« Ich zögerte.

»Wie sehr Sie doch Ihrem Vater ähneln«, sagte sie und schob ihre Hand unter meinen Arm. So gingen wir gemeinsam auf die heiter plaudernde Gesellschaft zu.

Den Sommergästen blieb Miss Grange stets ein Rätsel. Obwohl sie nicht die Besitzerin des Hotels war, brachte ihr jeder unaufgefordert Respekt entgegen. Wenn sie beschloss, sich unserer Gesellschaft anzuschließen, wurde ihr Besuch begrüßt, als stoße ein Würdenträger zu uns, ja eine Monarchin, die lange Zeit fern vom angestammten Hofe im Exil verbracht hatte. Ihre Besonderheit rührte von ihrer Abstammung her. Die Wurzeln ihrer Familie gehörten zu den Ersten, die sich in amerikanischen Boden gegraben hatten. Niemand wusste genau, in welcher Beziehung sie zu den Menschen stand, die dieses Haus erbaut hatten, doch wurde allgemein vermutet, dass sie nach dem Aussterben des Hauptzweiges der Familie als entfernte arme Verwandte hierher gekommen war. Und so leitete sich die romantische Aura um ihre Person von ihrer Situation ab: Sie war die letzte Grange. Die Geschichte ihrer Familie hatte in diesen Räumen stattgefunden – lange bevor die Geldaristokratie zu jenem Wohlstand gelangt war, der es ihr erlaubte, den Sommer in diesem Haus zu verbringen.

Die jüngeren Gäste tuschelten von Gerüchten über einen vergrabenen Schatz, eine verlorene Liebe, ja sogar einen Geheim-

pakt, den Miss Grange beim Einzug in dieses Haus geschlossen habe. Papa hatte mir erzählt, sie sei Schriftstellerin gewesen, doch gewiss konnte keine ihrer Geschichten mit denen mithalten, die sich nun die Gäste phantasievoll zusammenbrauten. So war Miss Grange zur lebenden Legende für die Städter geworden, die unter dem klaren Himmel von Maine das einfache Leben suchten – ein Leben, das jedoch ohne eine gute Portion ländlicher Geheimnisse und Intrigen keinen rechten Reiz gehabt hätte.

»Hier ist Miss Grange«, sagte ich und trat mit ihr zu meinen Eltern. Mamas Lippen verzogen sich zu dem unverbindlichen Lächeln, das stets anzeigte, dass sie in Gedanken weit fort war. Papa hingegen ergriff sichtlich erschrocken Miss Granges Hand.

»Ach – es scheint Ihnen gar nicht gut zu gehen.«

Miss Grange erstarrte. Langsam zog sie ihre Hand zurück und nickte wortlos.

»Also wirklich, Ludlow«, mischte sich Mama ein. »Verzeihen Sie ihm, Miss Grange. Sie sehen wunderbar aus, wie immer.« Damit schob sie ihre Hand unter Papas Arm und schickte sich an, zu Tisch zu gehen, denn es hatte zum Dinner geläutet. Galant bot Papa Miss Grange den anderen Arm, den sie allerdings übersah. Doch sie schritt an seiner Seite zu unserem angestammten Tisch, an dem bereits zwei einzelne Gäste Platz genommen hatten: Mr. Cutting, der so erlauchte wie langweilige Schuldirektor, dessen Schädel im Schein der Gaslampe glänzte wie ein polierter Türknauf, die gestärkte Serviette bereits umgebunden und den Löffel in Erwartung der Suppe schon in der Hand; neben ihm die gewichtige, sichtlich allein gelassene Mrs. Hunnowell. Wie sie uns später ohne Umschweife anvertrauen sollte, fühlte sie sich *äußerst* einsam und verlassen. Ihr Mann sei zu seinen Geschäften nach Boston zurückgekehrt, und wo sich ihr Bartholomew aufhielte, wisse sie beim besten Willen nicht, erklärte sie mit vielsagendem Augenrollen in Richtung des leeren Stuhls neben sich. Ich musste lächeln. In all den Jahren hatte uns Mrs. Hunnowell noch nie enttäuscht. Sie gehörte zu jenen Frauen, deren Beitrag zur Konversation im Wesentlichen aus selbst ersonnenen Melodramen

besteht. Dabei hielt sie den Blick stets ein wenig nach oben gerichtet, als schwebte der Schlussakt direkt über uns unter der Zimmerdecke.

Ich nahm auf dem verwaisten Stuhl neben ihr Platz, weil ich wusste, dass Bartholomew, ihr Sohn, nie zum rechten Zeitpunkt am rechten Ort erschien. Als Autor einer Reihe sehr erfolgreicher Reisebücher für Menschen auf großer Fahrt ließ Mr. Hunnowell sich durchs Leben treiben und tauchte stets ebenso unverhofft auf wie er wieder verschwand. Das entsprach ganz dem Umgang mit Eisenbahnzügen, wie er ihn jungen Männern ans Herz legte – ohne jeden Fahrplan und mit unbekanntem Ziel. Mama missbilligte solche Unstetigkeit zutiefst – ein Mann in den Dreißigern immerhin! Obgleich ich selbst ihn nicht in dieser Weise verurteilte, verunsicherte mich sein Verhalten jedoch, denn irgendwann tauchte er jeden Sommer hier auf und präsentierte sein breit gefächertes Repertoire an Rollen – den forschenden Kavalier, den ehrgeizigen Sportmann, den grüblerischen Dichter, den launigen Salonlöwen –, und manchmal gelang ihm sogar die Rolle des vollendet kultivierten Vertreters unserer Gesellschaftsschicht. Man wusste nie, woran man mit ihm war – oder vielmehr, wer er gerade war. Seine Unergründlichkeit war provozierend.

»Nun ist es doch noch ein schöner Tag geworden«, bemerkte Mr. Cutting.

Mama nickte ihm höflich zu, und als Mrs. Hunnowell der jungen Bedienung zuwinkte, sie könne auftragen, schob ich meine Gedanken über Bart Hunnowell und seine Eigenarten beiseite.

Während die Suppe serviert wurde, beobachtete ich Miss Grange, die mir gegenüber saß. Sie konnte kaum über fünfzig sein, und dennoch hatte der vergangene Winter einen Schatten von ältlichem Grau auf ihren Wangen hinterlassen, und auf ihrem Handrücken trat eine Ader nur allzu blau hervor. Papa hatte Recht. Irgendetwas *hatte* sich verändert, aber damals erkannte ich gewiss nicht die tiefe Melancholie in Miss Granges Blick, die ihren Augen eine Art todesnaher Schönheit verlieh. *Jenseits der Schwelle stand sie da, / Bekränzt von reglosen Blättern.* Sie bemerkte, dass ich sie ansah, und zwinkerte mir zu.

Errötend senkte ich den Blick. Ich habe wohl zu viel Swinburne gelesen, dachte ich und lächelte in mich hinein.

»Sehen Sie sich das doch bitte an«, flüsterte Mrs. Hunnowell neben mir.

Ich folgte ihrem Blick durch das seitliche Fenster nach draußen, wo in der Tat ein Bild zu bewundern war, wie es die Sommergäste liebten. Ein junger Mann beugte seinen unbedeckten Kopf über eine junge Frau und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Aus unserem Blickwinkel war von der Frau nicht viel zu sehen, bis auf die sanfte Wölbung ihrer Stirn und ihre Hand, die den Nacken des Mannes umfasste.

Im nächsten Moment hatten sie sich schon wieder getrennt, und als der junge Mann sich umdrehte, erkannte ich ihn.

»Henry Brown!«, sagte ich laut.

»Aber wer ist die Frau?«, fragte Mrs. Hunnowell entzückt. Ich antwortete nicht. Die Art, wie sie den Kopf geneigt hat, erinnert mich an Halcy Ames, dachte ich mit leiser Wehmut und beobachtete, wie Henry Brown über den Rasen davonging. Mit seinem breiten Rücken und den kräftigen Schultern hielt er gemächlich auf sein Boot zu, ohne bemerkt zu haben, wie hingerissen wir die kurze Begegnung verfolgt hatten.

An Halcy Ames konnte ich nicht ohne einen Anflug von Bedauern denken. Es hatte eine Zeit gegeben, in der wir unzertrennliche Freundinnen gewesen waren, obgleich sie Cooks Tochter war und ich ein Gast. Als Kind hatte sie morgens in Grange House die leichteren Arbeiten eines Zimmermädchens verrichtet. Sie füllte die Holzvorräte für die Kamine in den Gästezimmern auf und machte dort die Betten. Sie war zwei Jahre jünger als ich und auf ihre Weise recht hübsch. Ihre kleinen Hände erledigten alle Aufgaben so flink und geschickt, dass sie mich an ein emsiges Eichhörnchen in den Ästen seines Baumes erinnerten. Ich hatte mir angewöhnt, sie zu begleiten, wenn sie die Betten machte, und ging ihr ein wenig zur Hand.

Eines Tages ordnete sie die Gegenstände auf dem Frisiertisch meiner Mutter und richtete die Glasflakons und Haarbürsten auf der Marmorplatte sorgsam aus. Währenddessen zog ich Mamas Schals aus der Kommodenschublade. Wir waren ganz vertieft in unsere Unterhaltung und betrachteten uns gegensei-

tig im Spiegel. An jenem Morgen glichen wir einander wie Schwestern, mit vor kindlicher Erregung geröteten Gesichtern. So hörten wir nicht, wie Mama eintrat, und als sie uns plötzlich von hinten ansprach, schrak Halcy so heftig zusammen, dass sie einen der Parfumflakons zu Boden fegte. Mit einem schrecklichen Knall zersprang er zu unseren Füßen in tausend Scherben.

»Du ungeschicktes Kind!«, rief Mama aus. »Sieh nur, was du angerichtet hast!«

»Aber Mama, du hast uns doch erschreckt«, brachte ich tapfer zu Halcys Verteidigung vor.

»Maisie, ein gutes Zimmermädchen muss stets mit dem unerwarteten Eintreten der Herrin rechnen. Bitte hole einen Besen, Halcy, und kehre das hier zusammen.«

Beim Hinausgehen trafen sich Halcys und mein Blick im Spiegel. Damals konnte ich mir ihren plötzlich so verschlossenen Gesichtsausdruck nicht erklären, doch von jenem Tag an nannte sie mich Miss Thomas. Ich zog sie deswegen auf, aber sie ging nicht mehr davon ab. Ihr Beharren auf der förmlichen Anrede verletzte mich, so dass ich immer seltener morgens ihre Nähe suchte und die Kluft sich zwischen uns nach und nach zu einem höflichen Schweigen weitete.

Als Papa sich nach dem Dinner erhob, stieß er mich leicht mit dem Ellbogen an. Um mich herum herrschte geräuschvolle Betriebsamkeit, und ich fühlte mich abrupt in die Gegenwart zurückversetzt. Papa war stehen geblieben, seine Hand ruhte auf der Lehne von Mamas Stuhl. Er lauschte Miss Granges Bericht von dem schrecklichen Sturm, der drei Lorbeerbäume vor dem Haus geknickt hatte. Die Käämme in ihrem Haar glichen glatten Muscheln auf schimmerndem Grund. Mama saß gelassen da. Ihr Blick sagte mir, dass sie an ihren eigenen Garten dachte und daran, was die Stürme des vergangenen Winters ihm zugefügt hatten. Ich war plötzlich verstimmt und schob meinen Stuhl zurück. Der Speisesaal hallte wider von den Stimmen der Gäste und vom Klirren des unbenutzten Silbers und der Salznapfchen, die von den Mädchen abgeräumt wurden, bevor sie die Getränkekaraffen für die Männer auftrugen. Über dem Kaminsims prangte das Relief

eines Paares, das sich, beide hoch zu Ross, zum Abschied umarmte. Alles war genau wie immer. Ich sehnte mich danach, dass etwas geschah – was immer es auch sein mochte. Ich floh die behäbige Dinnergesellschaft mit ihren Geschichten vom vergangenen Winter und eilte durch die spärlich beleuchtete Halle hinaus in die Nacht. Draußen auf der weitläufigen Veranda schimmerten die weißen Säulen vor dem Hintergrund des dunklen Hafens. In einiger Entfernung spazierten einige Männer mit weißen Hemdkragen unter dem Sternenhimmel über den Rasen. Wie Glühwürmchen leuchteten ihre Zigarren hier und da auf, um gleich darauf wieder zu verglimmen. Blickte einer von ihnen zu dem prächtigen alten Haus, würde er mich nicht erkennen, sondern nur einen Schatten von Weiß vor weißem Hintergrund sehen.

Unter der samtene Dunkelheit, die alles einhüllte, überkam mich eine heftige Sehnsucht nach Farbe, nach dem leuchtenden Schein einer roten Flamme, die das Dasein erhellte. Es war nicht Klarheit oder eine Vision, wonach ich mich sehnte, nein – es war eher so, dass mir irgendetwas fehlte. In jenem Jahr hatte ich angefangen, Bücher auf eine Weise zu lesen, als könnten sie mir Einlass in unbekannte Welten gewähren. Ich beugte mich so gebannt über die Seiten, als lauschte ich an einer verschlossenen Tür. Mir war, als klängen mir fremde Weisen entgegen, und als Antwort verspürte ich einen Anflug vagen Begreifens, wusste jedoch zugleich, dass mein nur das Echo war, nicht die Weise selbst. Traurigkeit. Zorn. Selbst überschwängliche Freude. Sie alle waren Brisen aus fremden Ländern, die ich nie gesehen hatte. So wurde mir jedes Buch zu einem kleinen Boot, jede Seite zu einem Segel, das ich setzte, um jene fernen Winde einzufangen, mit denen Dichter wie Brontë, Pliny, Chapman, Ovid leichthin zu spielen schienen. Oft saß ich an meinem Fenster und starrte hinaus in die Dunkelheit, voller Verlangen zu erfahren, dass es auch für mich eine Verheißung gab. Für mich allein.

»Gute Nacht, Maisie Thomas«, hörte ich hinter mir Miss Granges sanfte Stimme erklingen, in der ein müder, amüsierter Unterton lag. Wie ertappt drehte ich mich zu meiner Freundin um.

»Gute Nacht, Miss Grange.«

Doch sie war bereits durch die dunkle Eingangstür verschwunden, und ich hörte nur noch Papas gedämpfte Stimme, wie er sein Gespräch unterbrach und ihr im Vorübergehen ebenfalls eine gute Nacht wünschte. In Gedanken folgte ich der gepflegten Gestalt, sah, wie sie langsam hinauf in ihr Zimmer ging, stellte mir vor, wie sie die Flamme der Tischlampe höher drehte, den Vorhang aufzog und ans Fenster trat. Mit ihren Augen blickte ich zu den Männern mit ihren Zigarren hinunter. Einer entfernte sich von der Gruppe und warf den anderen über die Schulter noch ein Lachen zu. Er schien einer Verabredung zu folgen. Mein Herz klopfte heftig. Angestrengt startete ich in die Dunkelheit, doch das Licht aus dem Inneren des Hauses ließ alle Umrisse verschwimmen. Ich ging um die Ecke der Veranda, die sich vor dem jetzt unbeleuchteten Speisesaal entlangzog, und setzte meine Beobachtung fort.

Da drüben! Ein weißes Kleid.

Ich wartete. Der Mann kam näher. Ich hörte förmlich das Gras unter seinen Füßen. Die beiden trafen sich am Rand des Feldes, das an die Rasenfläche grenzte. Ich sah, wie sich der Mann hinunterbeugte. Das Weiß seines Kragens ließ mich an eine Sternschnuppe denken, die in die wartende See eintaucht. Zwei weiße Arme streckten sich empor.

Zweites Kapitel

Nach Ansinnen meines Vaters sollte ich mir die Grundzüge einer klassischen Bildung aneignen, womit er allerdings in entschiedenem Widerspruch zu den Vorstellungen meiner Mutter stand. Sie selbst sprach fließend Französisch und Italienisch und war der Überzeugung, dass die Disziplin einer straffen und geregelten Lebensweise meine »reizenden Eigenheiten« in Grenzen halten würde. Daher bestand sie darauf, dass ich lernte, mich in den Salons der Gesellschaft zu bewegen – was Handarbeiten, Tee anrichten und Klavierspiel einschloss und den verschiedenen Stationen des Kreuzweges an Bedeutung nicht nachstand.

Dennoch hatte mein Vater auf seinem Standpunkt beharrt und mir ein wöchentliches Lektürepensum vorgegeben. Er selbst begab sich jeden Nachmittag ins oberste Stockwerk unseres Hauses in Brooklyn, wo meine Puppen den abgegriffenen Einbänden seiner eigenen Schulbücher das Feld hatten räumen müssen. Diese stapelten sich nun auf dem alten runden Tisch in der Mitte des Zimmers. »Fang an«, sagte er stets beim Betreten des Raumes und setzte sich in einen Sessel am Fenster. Durch ihn lernte ich die Aura eines Geschäftsmannes kennen – stets umgaben ihn ein Hauch von Zigarren- und Pfeifengeruch sowie das süße Aroma des Portweins nach dem Lunch. Wenn ich so vor ihm stand und den Lateintext rezitierte, den er mir aufgegeben hatte, konnte ich beobachten, wie er mehr und mehr in die alte Sprache eintauchte. Mit geschlossenen Augen nickte er zum holprigen Rhythmus meines Vor-

trags, mit dem ich ihn in die Geschehnisse einer anderen Zeit entführte, welche ihn den rauen Alltag vergessen ließen.

Am Ende meines Vortrags saß er gewöhnlich noch ein Weilchen schweigend da, bis die Worte ein weiteres Stückchen Literatur in ihm zutage gefördert hatten. Obwohl er darauf gedrillt war, einen Weg zu Ende zu gehen, bevor er den nächsten einschlug, folgte sein Unterricht stets den zufälligen Windungen seiner Gedanken. Träumereien auf dem Heimweg über die Brooklyn Bridge führten ihn zu Schiller und anschließend, am anderen Ufer, zu Wordsworth, und auf diese Weise brachte er mir nahe, wie der Deutsche und der Engländer ein und dasselbe Reich der Gedanken bewohnten. Oft erhob er sich dann, nahm ein Buch aus dem Regal, und wir begannen gemeinsam zu lesen.

Im letzten Frühjahr saßen wir so über ein Werk gebeugt da, und mein Blick folgte Papa, wie er zu den Worten mit der Hand das Versmaß skandierte, um mir die Melodie des Textes nahe zu bringen. Wir waren beide so vertieft, dass wir das Eintreten meiner Mutter nicht bemerkten. Erst ihr Räuspern schreckte uns auf, und wir müssen sie wohl beide mit großen Augen angesehen haben.

»Es scheint, als nähmt ihr mich kaum wahr«, sagte sie und tat, als wolle sie wieder gehen.

Ihren Namen murmelnd sprang Papa auf und führte sie zum Tisch.

»Wir haben gelesen«, versuchte ich zu erklären.

»Ja«, antwortete sie, ohne sich zu setzen. »Mr. Colgate wartet unten.«

»Mr. Colgate?«, fragte Papa verwundert.

»Ja.« Mit vielsagendem Lächeln sah sie zu mir. »Mr. Colgate junior.«

»Ach so«, sagte Papa, und dann lächelten beide auf mich herab.

Mit demselben unangenehmen Gefühl, nämlich plötzlich ins kalte Wasser gestoßen zu werden, wachte ich am nächsten Morgen in Grange House auf. Ich zog die herabgeglittene Decke hoch und drehte den Kopf zum Fenster neben dem Bett,

um festzustellen, was für ein Tag wohl auf mich wartete. Hinter den hauchdünnen Stores hing dichter Nebel, in dem die dunklen Umrisse der Bäume wie knochige Finger emporragten. Das Wetter verhieß einen Tag, den man am besten mit einem guten Buch unten auf der langen Polsterbank verbrachte.

Gerade als ich den Blick vom Fenster abwenden wollte, meinte ich einen Schwaden dunkleren Graus aus dem Nebel auftauchen und gleich wieder verschwinden zu sehen. Ich stützte mich auf den Ellbogen und hob die Gardine an, doch da war nichts als stilles, unbewegtes Grau. Halt! Da war es wieder. Nun zeichnete sich deutlich ein Fleck von dunklerem Grau ab, der langsam näher kam.

Ich schlug die Decke zurück, kniete mich auf das Bett und stützte mich mit den Händen auf das Fensterbrett. Ich fixierte den sich bewegenden Fleck, während in meinem Kopf ein dumpfes Hämmern anhub. Der Nebel waberte zwischen den dunklen Bäumen und blieb in weichen Schlieren in den unteren Zweigen hängen. Das Nebelhorn ließ seinen einsamen Ton erklingen. Ich zwinkerte kurz, um mich zu vergewissern, dass ich nicht an Einbildung litt, sondern tatsächlich etwas sah. Der dunkle Fleck steuerte auf den Rand einer Baumgruppe zu, und dann erkannte ich eine grau gekleidete Gestalt, die mir direkt Mr. Wilkie Collins' Feder entsprungen zu sein schien.

Sie starrte mit so verzehrendem Verlangen zum Haus hinauf, dass ich beinahe aufgeschrien hätte. Endlos erscheinende Augenblicke stand sie da und sah unverwandt herüber, das bleiche Gesicht im Schatten der grauen Kapuze, so dass ich seine Züge nicht erkennen konnte. Reglos stand sie da, und der Nebel waberte. Dann hob die Gestalt die Hand und winkte. Ohne zu zögern winkte ich zurück.

Hinter mir ging die Tür auf, und ich hörte einen leisen, spitzen Schrei. »Warum, um alles in der Welt, knien Sie auf dem Bett, Miss?«

»Psst«, gab ich zur Antwort, ohne mich von der Stelle zu rühren. Doch das, was ich gesehen hatte, war nun wieder im schützenden Grau des Nebels verschwunden.

»Was sind denn das für Töne?«

»Da draußen ist jemand, Jessie«, erwiderte ich leise und konnte den Blick noch immer nicht abwenden.

»Aber ja. Und da oben ist unser Herrgott, dem Himmel sei Dank.«

Der Nebel lichtete sich ein wenig, so dass jetzt die Bäume zu erkennen waren, die die Landzunge von Grange House einfassten. Nun ragte die scharf abgegrenzte Linie ihrer Kronen aus dem alles einhüllenden Grau.

»Es war ein Mädchen«, flüsterte ich und blickte zur Tür des Bootshauses hinüber. »Oder eine Frau?«, überlegte ich laut. Noch immer rührte ich mich nicht von der Stelle, unfähig, das Bild der einsamen grauen Gestalt dort unten abzuschütteln.

Nach einer Weile ertönte hinter mir lautes Rumoren, so dass ich mich schließlich umdrehte. Die sommersprossige Stirn in scharfen Falten, legte Jessie äußerst geschäftig meine Garderobe für den Tag zurecht. Sie nahm ein dünnes weißes Kleid aus den dunklen Tiefen des Schrankes und trug es so vorsichtig auf den Armen wie ein kleines Kind. Sie legte es über das Fußende des Bettes, um es dann mit dem Kragen und den Manschetten aus Spitze zu versehen, die sie aus der mit Seide ausgeschlagenen Schublade der Zedernkommode genommen hatte.

»Du staffierst mich ja aus wie eine Dame«, zog ich sie auf.

»Das sind Ihre ganz normalen Kleider, Miss«, bemerkte Jessie und befestigte eine grün-goldene Borte auf der Taillenschärpe des Kleides. Anschließend warf sie zwei Unterröcke neben mich aufs Bett. Ich sah kleine Stäubchen aus den sich bauschenden Röcken aufsteigen. Jessie bedeutete mir, mich mit dem Rücken zu ihr hinzusetzen, damit sie mir das Haar bürsten konnte.

So für den Morgen gekleidet, stieg ich die läuferbelegte Treppe hinunter. Auf dem Absatz blieb ich stehen, um von dort aus dem breiten Fenster zu sehen. Der Nebel hob sich nun rasch, und darunter wurde das leuchtende Grün des Rasens sichtbar.

Einige Gäste hatten sich bereits zum Frühstück eingefunden. Den älteren Herrn mit dem riesigen weißen Schnauzbart hatte ich schon am Abend zuvor bemerkt. Mit der einen Hand tunkte er ein Brötchen in seinen Kaffee, mit der anderen verfolgte er die Zeilen eines Briefes, der ausgebreitet vor ihm lag.

Neben ihm saß eine bedauernswert unansehnliche Frau mit groben, fast männlichen Gesichtszügen, die mit unerwartet lebhaften Augen zum Fenster hinaus in den heller werdenden Morgen blickte. An einem anderen Tisch saß eine gepflegte junge Mutter mit ihren beiden blonden Kindern und deren Gouvernante, einer wahrhaft grauen Maus.

Hatte denn niemand außer mir die Gestalt im Nebel gesehen? Ich musterte die Gäste nacheinander, doch keinem war auch nur eine Spur jener Beklommenheit anzumerken, wie ich sie empfand. Obwohl ich gute Geschichten durchaus liebte, hatte mich das sehnsüchtige Verlangen der Gestalt in diesem Fall doch eher beunruhigt als neugierig gemacht. Es war, als habe eine Figur aus einem Roman die Hand ausgestreckt und mit dem Finger auf mich gedeutet.

»Sollen wir uns für heute einen Picknickkorb bestellen, Maisie?«, fragte Mama und drang, in wehende lila Seide gehüllt, in meine Gedankenwelt ein. Sie nahm mir gegenüber Platz. Ich schnitt eine Grimasse.

»Aber Maisie, du überdehnt deine Haut, wenn du so ein Gesicht ziehst. Deine Wangen werden schlaffe Falten aufweisen, noch bevor du fünfundzwanzig bist.«

Gehorsam entspannte ich meine Züge und beschloss, weiter meinen Gedanken nachzuhängen.

»Aber welche Art Picknick? Warm oder kalt ...?«

»Kalt«, antwortete ich, und die Tür zu meinen Gedanken fiel langsam ins Schloss.

»Ja, das ist wohl das Beste.« Mama nickte dem neuen Mädchen zu, das den Kaffee servierte, und nahm mit einem beifälligen kleinen Seufzer die Sèvres-Tasse entgegen.

»Als ich heute Morgen aufgewacht bin« – ich beugte mich vor, so dass niemand außer Mama mich hören konnte –, »habe ich vom Fenster aus gesehen, wie unten am Bootshaus jemand zwischen den Bäumen umherging.«

»Du hast jemanden gesehen?« Ihr Buttermesser war emsig im Einsatz.

»Eine geisterhafte Gestalt«, fügte ich hinzu.

»Wahrscheinlich war das dein Vater auf dem Weg zu seiner Ruderpartie«, antwortete Mama und sah mich an. Dann hob

sie das Gesicht fast unmerklich und blickte an mir vorbei. »Oh, Mr. Cutting! Selbstverständlich dürfen Sie uns Gesellschaft leisten.«

Der Mann bedankte sich mit einer Verbeugung, nickte mir zu und ließ sich auf dem Stuhl neben mir nieder.

»Papa kann das nicht gewesen sein«, fuhr ich fort. »Ich bin ziemlich sicher, das Gesicht einer Frau erkannt zu haben.«

»Das genügt, Maisie«, sagte Mama bestimmt und lächelte dem Schuldirektor zu. Das anschließende Schweigen brach sie nach einer Weile mit Betrachtungen über Picknicks. Mit lebhaften Gesten zeichnete meine Mutter die Umrisse des Weidenkorbs nach, den wir für unseren Ausflug benötigen würden, und verbannte auf diese Weise jede Erscheinung, die ich gesehen haben mochte. Mr. Cutting lauschte ihr aufmerksam und warf hin und wieder eine Bemerkung zu Mamas Plänen ein, bis er schließlich – unterdessen bei seiner zweiten Tasse Kaffee – das Gespräch auf seine eigenen Exkursionen in die frische Luft verschiedener grandioser Alpenregionen brachte. Ich sah mich um. Die anderen Gäste im Frühstücksraum schoben Brotkrümel zusammen, zogen Servietten durch glänzende Ringe und erhoben sich – eine Zeitung oder eine Nadelarbeit in der Hand –, um den Tag anzugehen. Mama bemerkte kaum, dass ich aufstand und Hut und Umhang vom Haken neben der Tür nahm.

Fast lautlos stieg ich die Holzstufen der Veranda hinab. Nur vereinzelt hingen noch Nebelfetzen in den Baumkronen, und die Sonnenwärme, die sich mühsam durch den Dunst zu kämpfen hatte, war bereits zu spüren.

Ich machte mich auf den Weg zum Hafen und durchquerte als Erstes das verwitterte Bootshaus, an dessen rohen Holzänden Schwimmwesten, ausgemusterte Bojen und nach Seemannsart aufgerollte Taue hingen. Dann erreichte ich den weitläufigen Pier, an dessen Holzstreben eine Reihe von Langustentreusen befestigt war. Die Szenerie dahinter war noch immer vom verschwimmenden Grau des Nebels und dem Schwarz des Meeres beherrscht, an dessen Ufer jedoch schon das Grün der Nadelbäume und des Rasens sowie das Weiß einiger Birken sichtbar wurde. Trotz des Morgendunstes war die Luft sehr mild und

lau. Nicht einmal Homer hätte eine so sanfte Szenerie beschreiben können – ihre Stille machte mich trunken. Das endlose Grau schien mich locken zu wollen.

Plötzlich war das Knirschen von Riemen in Eisendollen zu hören. In gleichmäßigem Rhythmus zogen die Ruderblätter durchs Wasser und tauchten in einer Kaskade wieder auf. Zwei Boote kamen nebeneinander aus dem Grau auf mich zu, und diesmal war es gewiss keine Erscheinung. Ich konnte weder erkennen, warum die Boote aneinandergebunden waren, noch warum sie mit zwei Rudern nur so langsam vorankamen, doch der Anblick ließ mir das Blut in den Adern gefrieren. Regungslos saßen zwei Jungen am Bug des einen Bootes, hielten Ausschau nach Felsen im Wasser und riefen mit ängstlicher Stimme, die an das Läuten einer Warnglocke erinnerte, den Rudern die nötigen Kursänderungen zu. Ich erkannte Papa in dem einen Boot und Bartholomew Hunnowell in dem anderen. Bart hatte seine Jacke ausgezogen, und sein Hemd leuchtete vor dem dunklen Wasser der unbewegten See. Die Männer hatten die Riemen auf der jeweiligen Innenseite eingezogen und ruderten nur mit den äußeren. Ihre Körper streckten und beugten sich im Gleichmaß, während sie sich vorsichtig dem Ufer näherten. Und schließlich erkannte ich ihre Fracht. Quer über beiden Hecks lagen ausgestreckt in kalter Umarmung ein Mann und eine Frau – gemeinsam umklammerten sie das, was einmal der Mast ihres gekenterten Bootes gewesen sein musste. Die Länge des Mastes und der Menschen hatte die Bergenden gezwungen, das ertrunkene Paar auf diese ungewöhnliche Weise über beide Boote zu legen und festzubinden. Mr. Hunnowell hatte ihnen seine Jacke unter die Köpfe geschoben, als habe er ihnen so die unbequeme Fahrt angenehmer machen wollen.

Am Anlegesteg packten die Jungen die Ringe an den Pollern und holten das Doppelboot dicht. Papa und Mr. Hunnowell zogen die Riemen ein und berieten sich. Schweigend hielten die Jungen die Boote fest. Noch hatte mich niemand entdeckt, und das sollte auch so bleiben.

»Wir müssen sie vom Mast lösen«, sagte Papa.

Mr. Hunnowell nickte zustimmend. Er wies die Jungen an,

die Boote festzumachen und dann so schnell sie konnten zum Haus hinaufzulaufen und Hilfe zu holen. Die Jungen zogen die Tauen durch die Ringe und zurrten sie fest. Dann standen sie einen Moment unschlüssig da. Noch einmal, diesmal allerdings etwas freundlicher, sagte Mr. Hunnowell, sie sollten sich auf den Weg machen. Ich trat vom Rand des Piers zurück, damit die Männer mich nicht entdeckten, wenn sie den Jungen auf dem Steg nachsahen. Wortlos liefen sie an mir vorbei. Im Bootshaus polterten ihre Schritte über die Holzplanken, und schließlich verschwanden sie auf der taufeuchten Rasenfläche.

Ich beobachtete die Szene weiter. Papa und Mr. Hunnowell hatten sich unterdessen erhoben, standen jeder in seinem Boot und sahen auf das ertrunkene Paar hinab. Das Gesicht des Mannes wurde von seinem Haar verdeckt, so dass ich ihn nicht erkennen konnte, doch sein dunkles Hemd hatte einen breiten Riss, und der nackte, erschreckend weiße Rücken darunter glich dem eines kleinen Jungen – obwohl ich den Eindruck hatte, dass er einmal kräftig und geschmeidig gewesen war. Von der Frau unter ihm war, abgesehen von dem nackten Arm, der um seinem Rücken lag, wenig zu sehen. Noch jetzt schien ihre Hand den Nacken des Geliebten nicht loslassen zu wollen. Er hatte sie und zugleich den Mast mit aller Kraft umklammert, so dass man die beiden mit Gewalt trennen musste, um sie vom Mast zu lösen.

Offensichtlich wollten weder Papa noch Mr. Hunnowell diese Aufgabe übernehmen, und so standen sie schweigend und unschlüssig über dem Paar. Schließlich berührte Mr. Hunnowell sanft die Hand des Mannes wie zu einem Gruß, und Papa löste den Maststumpf Stück für Stück aus der Umklammerung des Toten, wobei die glitschige Nässe des Holzes ihm die Arbeit erleichterte, und ließ ihn über die Seite seines Bootes ins Wasser gleiten. Doch der Mast hatte die beiden Boote zusammengehalten. Sie drifteten nun am Heck auseinander, und Beine und Unterkörper des ertrunkenen Paares rutschen vom Boot meines Vaters ins Wasser. Mr. Hunnowell griff nach den Schultern des Mannes, doch die beiden Leichen zogen das Heck seines Bootes so tief hinunter, dass er selbst halb im eisigen Wasser landete. Meinem Vater gelang es, Mr. Hunnowells Boot

zu fassen zu bekommen und der gefährlichen Neigung gegen-
zusteuern, doch allein würden die beiden Männer die Ertrun-
kenen nicht an Land bringen können.

Ich betrat den Steg und rannte auf sie zu.

Mein Vater entdeckte mich.

»Maisie!«, rief er mir zu. »Hol Hilfe!«

Ich machte kehrt und lief in Richtung Bootshaus. Zu mei-
ner Erleichterung sah ich, dass Mr. Coates, der Bootsmann von
Grange House, mir bereits mit schlammigen Stiefeln entgegen-
kam. Wahrscheinlich hatten die Jungen ihn gerade von der
Gartenarbeit fortgeholt. Mit wortlosem Kopfnicken lief er an
mir vorüber und den Steg hinunter zu Papa und Mr. Hunno-
well. Langsam kehrte ich auf meinen Beobachtungsposten zu-
rück.

In gemeinsamer Anstrengung gelang es den drei Männern
schließlich, den Mann auf den Steg zu hieven.

Ich schrie auf, als ich ihn erkannte.

Dann holten sie die Frau aus dem Wasser.

Mr. Coates legte Halcy Ames in ihrem weiten grauen Um-
hang sanft auf den Steg. Mit zwei Fingern schloss er Henry
Brown die Augen, dann strich er dem jungen Mann behutsam
das Haar aus dem Gesicht, wobei eine hässliche Wunde sicht-
bar wurde, die schon lange zu bluten aufgehört hatte.

»Du solltest besser ins Haus gehen, Maisie.« Die Stimme mei-
nes Vaters war so einfühlsam, dass mir die Tränen in die Augen
stiegen. Ich drehte mich um und ging. Nichts in der Welt hätte
mich länger dort gehalten. Aber ich hörte Mr. Coates noch wie
zu sich selbst sagen: »In diesem Gesichtsausdruck liegt größe-
rer Schrecken als die Angst vor dem Kentern.« Ich blieb stehen.

»Maisie!«, rief Papa mir diesmal mit Bestimmtheit nach.

Ich ging den Steg hinauf, über den Pier, durch die dunkle
Höhle des Bootshauses und wieder hinaus auf den Rasen. Vom
Haus kam mir Mrs. French entgegengeeeilt.

»Maisie! Was ist passiert?«

»Henry Brown ist ertrunken, Mrs. French«, flüsterte ich.
»Und ...«

»Und?«

»Halcy Ames.«

»Sind sie auf unserem Pier?«

»Ja, Ma'am.« Ich nickte, und wieder stiegen mir die Tränen in die Augen.

»Großer Gott!«, flüsterte sie, die eine Hand an ihrer Kehle, die andere für einen kurzen Moment auf meiner Schulter. Dann ging sie an mir vorbei zum Bootshaus hinunter.

Mama und Mrs. Hunnowell erwarteten mich auf der Veranda.

»Was ist passiert?«, rief Mrs. Hunnowell mir entgegen. »Wir haben Schreie gehört.«

Voller Trauer sah ich die beiden Frauen an. »Henry Brown ist ertrunken.«

»Henry? Der Sohn des Bootsbauers?«, fragte Mama rasch.

Ich nickte. Über das zweite Opfer vermochte ich nicht zu sprechen.

»Und er wollte doch Cooks Tochter heiraten!«, rief Mrs. Hunnowell aus.

»Halcy Ames?«, fragte ich.

»Ja«, flüsterte Mrs. Hunnowell. »Nach der kurzen Szene, die wir gestern Abend beobachtet haben, denke ich, ich sollte jetzt doch verraten ...« Ihre Stimme erstarb. In der einen Hand hielt sie noch immer ihr Strickzeug, mit der anderen tastete sie nach hinten und ließ sich schwer auf eine Korbbank sinken.

»O nein!« Weinend sah ich zum Hafen hinunter. Es fiel mir schwer, zu begreifen, was ich gesehen hatte.

Mrs. French kam über den Rasen zurückgeilt, gefolgt von ihrem bellenden kleinen Hund. Wortlos ging sie an uns vorbei und verschwand um die Ecke des Hauses. Aus ihrem Gesicht war alles Blut gewichen.

»O nein«, wiederholte ich leise.

Nun sah ich durch meine Tränen auch Papa zu uns heraufkommen. Die letzten Nebelfetzen waren der Morgensonne gewichen. Die schwere Last, die Papa zu tragen gehabt hatte, spiegelte sich in seinem Gang wider. Langsam kam er die Holzstufen herauf und legte mir beide Hände auf die Schultern.

Die Eingangstür wurde aufgestoßen, und der Herr mit dem weißen Schnauzbart trat gemeinsam mit seiner Frau auf die Veranda.

»Was ist passiert?«, fragte er mit unnatürlich hoher Stimme.

Papa berichtete in wenigen Worten von dem Unglück und seinen beiden Opfern. In diesem Augenblick erschien Mrs. French in der Tür. Papa wandte sich sofort an sie: »Wie geht es Cook?«

»Ich fürchte, wir müssen Dr. Morris rufen lassen.«

»Das ist wirklich nicht nötig, Mrs. French! Ich bin doch Arzt«, polterte der Herr mit dem Schnurrbart.

»Ach, Dr. Lewes, ich wollte Sie nicht belästigen.«

»Unsinn, ich hole nur schnell meine Tasche.« Der Mann entschuldigte sich und ging ins Haus.

Mit besorgtem Gesicht wandte sich seine Frau an Mrs. French. »Ist es ernst?«, fragte sie.

»Ich weiß nicht. Die Köchin ist wie betäubt.« Sie folgte dem Arzt ins Haus.

»O Gott«, seufzte Mrs. Lewes.

»Ist es nicht wunderbar«, sinnierte Mama laut, »dass der Verlust eines einheimischen Mädchens die Sommergäste so sehr berührt?«

»Libby!«

Sie sah in Papas entsetztes Gesicht und hielt seinem Blick einen Moment stand. Dann nahm sie wortlos ihren Schal von der Armlehne der Bank und stand auf.

»Arme Cook«, murmelte ich vor mich hin und musste an ihre Begrüßung am Abend zuvor denken.

Mama zögerte einen Augenblick. Starr aufgerichtet stand sie auf der Türschwelle, um sich dann noch einmal umzudrehen.

»Ja, in der Tat«, stimmte sie leise zu. »Sie hat ihr Kind verloren.«

Obwohl ihre Antwort an Papa gerichtet war, schien er sie nicht gehört zu haben. Also wandte sich Mama wieder um und betrat die Halle. Einen Moment später folgte ihr Papa ins Haus. Nur Mrs. Lewes war gedankenversunken zurückgeblieben. Plötzlich ließ sie mich ohne ein weiteres Wort stehen, ging auf den Rasen hinaus und nahm in einem der Sessel Platz, die vor den Felsen aufgestellt waren. Ich sah noch, wie sie ein Buch aus der Tasche zog, sich vorbeugte und anfang zu schreiben.

Halcy!, schrie es in mir. *Halcy Ames! Du bist es gewesen!*

In weiter Ferne, am Ende des Hafengeländes, erstreckte sich die weiße Front von Middle Haven. Ich kannte jedes einzelne der schmucken Häuser dort unten – das der Browns, Ames', Calderwoods, Beverages, Warrens oder Vinals. Die Namen waren mir ebenso vertraut wie die Tür des jeweiligen Hauses, aber ich wusste, keine würde sich je einem Sommergast wie mir öffnen. Für seine Bewohner war das breite Lächeln der Städter nichts als ein unbedeutender Sonnenstrahl auf seinen dicken Mauern.

Grange House war mir lange Zeit auf ähnliche Weise verschlossen geblieben, doch an jenem Morgen war das Haus in seinen Grundfesten erschüttert worden. Ich hörte einen Luftzug durch den entstandenen Riss pfeifen. Denn ich hatte vom Fenster aus gesehen, wie Halcy Ames erschienen war – und gewinkt hatte.

Nachwort

Aber was spielt es für eine Rolle?«, habe ich Bart heute Abend gefragt. »Was wäre verlustig gegangen, hätte ich es nicht alles niedergeschrieben?«

»Ein andauerndes Vergnügen«, sagte er, schlug das dicke Buch leise zu und wandte sich zu mir um. »Denn genau das war es.«

»Ach ja? Dann erzählt es aber ganz und gar nicht, wie es war.« Ich lächelte.

»Wie dem auch sei« – er klopfte auf das Buch auf seinem Schoß –, »das hier ist dein Vermächtnis.«

Ich lachte, doch als er gegangen war, nahm ich das Buch zur Hand und schrieb Barts Worte nieder. Ich vermute, er hat Recht.

Hier also ist mein Vermächtnis. Mein Buch, mein Boot. Einer von euch wird es finden, wenn ich von euch gegangen bin.

Grange House
22. Juni 1924

Danksagung

Folgenden Werken und ihren Autoren bin ich zu Dank verpflichtet: Harold B. Clifford, Charlie York: *Maine Coast Fisherman* (International Marine Publishing Company, 1974); Eleanor Motley Richardson, *Hurricane Island: The Town That Disappeared* (Island Institute, 1989); Hellerstein, Hume and Offen (Editors): *Victorian Women: A Documentary Account of Women's Lives in Nineteenth-Century England, France and the United States* (Stanford University Press, 1981).

Sehr dankbar bin ich der MacDowell Colony für die Zeit und den Bewegungsspielraum, den man mir dort geschenkt hat.

Außerdem möchte ich mich bedanken bei Elinor Blake, Melanie Braverman, Alan Brown, Jane Brox, Michael Cunningham, Carolyn Dever, Catherine Havemeyer, Bridget Hughes, Laurie Lindop, Alexandra McGovern, Heather McGowan, Diana Phillips, Claudia Rankine und Heidi Jon Schmidt für ihre Anmerkungen und Kommentare.

Mein herzlicher Dank gilt außerdem Leigh Feldman für seine offene und stets ermunternde Hilfestellung. Ohne ihn wäre ich schlicht verloren gewesen. Großen Dank schulde ich schließlich auch meinen Lektoren Reagan Arthur und Doris Janhsen für ihren genauen Blick und ihre klaren Ratschläge.

Und dann ist da noch Joshua Weiner – für den Dankesworte niemals ausreichen können.

*Die Originalausgabe erschien 2000 unter dem Titel Grange House bei
Picador, New York, USA.*

*Der List Verlag ist ein Unternehmen der
Econ Ullstein List Verlag GmbH & Co. KG, München.*

ISBN 3-471-77199-9

*© 2000 by Sarah Blake
© 2001 Econ Ullstein List GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany.
Gesetzt aus der Sabon
bei Franzis print & media GmbH, München
Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck*